



Andrea Schacht

Die  
Fährmanns-  
tochter

Historischer  
Roman



blanvalet

Und er war ein guter Vater. Myntha liebte ihn von Herzen, und seine seltsamen Grillen sah sie ihm mit Langmut nach. So taten es auch ihre Brüder, doch seit Reemt vor einigen Jahren angefangen hatte, mitten auf dem Rhein ins Wasser zu springen, weil ihn angeblich die Nixen riefen, hatten sie ihn überredet, sich bei jeder Fährfahrt ein Seil um die Taille zu knoten. Zwei, drei Mal im Jahr war es nötig, ihn daran wieder auf den Nachen zu ziehen. Außerdem achteten sie darauf, dass er nicht zu oft mitfuhr. Als Fährmeister von Mülheim hatte er genügend andere Aufgaben zu erfüllen, die ihn an Land hielten.

»Ach, Myntha, wir haben gehört, dass der Herr Wolter van Duytz von seiner Reise zurück ist«, sagte Haro und stellte den leer getrunkenen Becher auf den Tisch.

»Mit reicher Ladung, sagt man am Hafen«, ergänzte Witold. »Fässer voll Weihrauch und Myrrhe, Balsam und duftenden Gewürzen.«

»Und Karol«, fügte Haro grinsend hinzu.

»Oh!«

Die Neuigkeit tröstete Myntha ziemlich hurtig darüber hinweg, dass ihr nur der jämmerliche Rest süßer Milch geblieben war. Karol war ein junger Mann, der ihr im vergangenen Sommer seine Aufmerksamkeit geschenkt hatte. Ein hübscher Bursche mit lachenden Augen und zärtlichen Händen. Lange hatte ihre Tändelei allerdings nicht gedauert, denn schon im August war er mit dem Kaufherrn van Duytz aufgebrochen, um in Venedig Waren aus dem Morgenland aufzukaufen.

Vielleicht erinnerte er sich ja an sie.

»Verschenk deine Zuneigung nicht zu schnell, Myntha. So, wie es aussieht, gibt es noch einen weiteren Bewerber, der wenigstens ein Auge auf dich geworfen hat«, sagte Witold.

»Wie ungewöhnlich.«

Beide bärtigen Köpfe nickten, aber dann erklärte Witold: »Der Rickel Moelner, dem die Mühle oben an der Vorinsel gehört, hat den Vater gefragt, ob du schon versprochen seist.«

»Kenn ich den?«

»Keine Ahnung. Scheint ein ordentlicher Mann zu sein, hat aber ein Auge verloren. Lebt mit seiner Schwester Swinte in einem Haus am Holzmarkt.«

Myntha räumte die Becher weg und stellte auch den Kessel in den Weidenkorb, um alles später am Brunnen auszuwaschen.

»Warten wir ab, was draus wird.«

»Tja, warten wir. Jetzt müssen wir los. Mit der Abendfähre bringen wir den Wein mit.«

»Ja, danke.«

Auch der Vater, inzwischen in trockenen Gewändern, verabschiedete sich, und die Großmutter murrte leise über die Löcher in den Strümpfen, die sich schneller vermehrten als Fliegen auf dem Misthaufen.

Myntha ließ sie knurren und widmete sich den Betten in der Gästekammer und in ihren eigenen Schlafräumen. Als sie nach getaner Arbeit wieder nach unten in die Küche kam, war Ellen bereits dabei, den Brotteig zu kneten und mit der Großmutter zu plaudern.

Ellen war eine rundliche Frau von vierzig Jahren, die ihnen hin und wieder zur Hand ging. Myntha war ihr dankbar, denn sie selbst war keine begnadete Köchin, und das Brot, das sie buk, hatte oft genug noch einen klebrigen Kern, auch wenn die Kruste schwarz gebrannt war.

»Ein düsterer Kerl, sag ich euch, aber sein Goldstück war echt, und er will einen Unterstand für die Pferde an die Kate anbauen.«

»Wer ist ein düsterer Kerl, Ellen?«, fragte Myntha.

»Der in Jens' Hütte einziehen wird. Hat mich gefragt, recht höflich, und der Jens kommt erst nächstes Jahr wieder, also hab ich nichts dagegen, wenn einer drin wohnt und nach dem Rechten schaut. Den Mietzins kann ich gut brauchen, wo die Marie doch jetzt ihr Kind bekommt.«

»Und wie heißt der Düsterling?«

»Frederic Bowman, sagt er. Komischer Name, find ich. Na, wir werden sehen. Hat ein Packpferd dabei und einen Beutel Münzen und ein Reitpferd und eine bittere Miene.«

»Kann er alles bei sich behalten – Pferde, Münzen und Miene.«

Myntha schenkte der Ankunft des düsteren Frederic wenig Aufmerksamkeit. Sie setzte sich zur Großmutter, nahm Nadel und Faden auf, um den sich sprunghaft vermehrenden Löchern in den Strümpfen ihrer Familie Einhalt zu gebieten, und hing ihren Träumen nach.

In denen Karol einen nicht unbeträchtlichen Raum einnahm.

## 4. Kapitel

Die Kate bestand aus nicht mehr als einem Raum mit einem Herdstein, einem Bett mit Strohsack und einer rauen Decke, einem stabilen Tisch und einer Bank an der Wand. Eine Pfanne und ein Kessel, nicht eben sauber, standen neben der Feuerstelle, an der Wand waren einige Haken angebracht. Frederic hängte seine Kleider daran und stellte sein zweites Paar Stiefel darunter. Er war es zufrieden, mehr als diese Hütte brauchte er nicht. Das Dach war dicht, das einzige Fenster, mit Pergament bespannt, konnte mit einem Laden verschlossen werden. Vorräte würde er sich in den nächsten Tagen besorgen, vielleicht auch eine bessere Decke und ein Kopfpolster erstehen. Vor der Hütte befand sich ein Trog mit einer Pumpe, die unter Protest einen Strahl bräunlichen Wassers ausspie. Die Pferde störte das nicht, sie saßen zufrieden die Brühe. Nach einigen weiteren Hüben wurde das Wasser auch klarer, und schließlich reinigte Frederic Kessel und Pfanne mit Sand und spülte sie aus. Auch eine Schüssel und eine Kanne fanden sich in einer Ecke. Letztere füllte er mit Wasser und trug sie nach drinnen. Er zündete ein kleines Feuer auf dem Herdstein an, hängte den Kessel darüber, um seinen Haferbrei quellen zu lassen, und versorgte seine Pferde, die gemächlich das junge Gras am Rand der Hütte fraßen.

Der Tag neigte sich bald dem Ende zu, lange Schatten warfen die hohen Pappeln, die sich am Rheinufer entlangzogen. Es war an der Zeit, für ein Abendessen zu sorgen.

Frederic kehrte in die Hütte zurück und zog aus dem Lederbehältnis einen kurzen Bogen hervor. Den Köcher mit einigen Pfeilen hängte er sich über die Schulter und trat dann wieder ins Freie. Hier, außerhalb der Stadtgrenzen, gingen die Felder in Heide über, doch sie würde er erst in den nächsten Tagen erkunden. Jetzt wandte er sich dem Ufer zu, und, wie erwartet, schwammen im seichten Wasser etliche Enten umher. Ein Stein, hart geworfen, scheuchte sie auf, und als sie über ihm aufflatterten, schoss er den ersten Pfeil ab. Ein Vogel fiel ihm geradewegs vor die Füße. Der zweite Pfeil traf den nächsten, der wenige Schritt hinter ihm zu Boden kam. Frederic packte seine Beute an den

Hälsen und trug sie zur Kate zurück. Die Pfeile konnte er retten, dann rupfte er die Enten und nahm sie mit seinem Dolch aus.

Der Haferbrei war inzwischen gequollen und fest geworden. Er rührte ihn ein paar Mal um und fügte etwas Salz hinzu. Von den Enten legte er Brust und Schlegel in die Pfanne und ließ sie in ihrem eigenen Fett braten. Während sie garten, trat er wieder vor die Tür, um die Abendstimmung seines neuen Heims kennenzulernen. Sie war friedlich. Die Glocken der kleinen Kirche, die auf ihrem Felsen in den Fluss hineinragte, läuteten zur Komplet, die Fähre kam vom anderen Ufer angeschwommen und legte am Fährhaus an, ein einzelner Fischer ruderte gegen die Strömung, und Flussmöwen tanzten in der Abendbrise. Über ihm aber kreisten vier schwarze Gestalten und stießen ihre rauen Schreie aus.

Raben!

Frederic sah zu ihnen hoch. Raben waren kluge Tiere. Wachsame Vögel mit harten Schnäbeln. Er drehte sich um und holte die Fleischabfälle aus der Kate. Auf dem breiten Hackklotz, auf dem das Feuerholz zerkleinert wurde, breitete er sie aus und setzte sich dann still auf den Schemel neben der Tür. Völlige Ruhe und unbewegliche Geduld hatte er gelernt. Beinahe unsichtbar mochte er einem zufälligen Beobachter erscheinen. Der Bratenduft aus der Hütte und das frische, blutige Fleisch lockten die Raubvögel an. Erst kreiste einer vorsichtig spähend über dem Dach, dann folgten die anderen. Es dauerte nicht lange. Flügelschlagend stieß der erste Rabe hinab und ergriff ein Stück von den Innereien. Er setzte sich mit seiner Beute auf den First und verschlang sie. Die drei andern brauchten länger, aber auch sie ergriffen die Überreste und flogen krächzend damit von dannen.

»Morgen wieder, meine Freunde«, murmelte Frederic mit einem Blick gen Himmel. Dann widmete er sich seiner eigenen Mahlzeit.

Die erste Nacht in seiner neuen Wohnstatt schlief er durch, obwohl er das kaum erwartet hatte. Aber der feste Boden unter seinen Füßen, vielleicht auch die Abwesenheit seines unruhig schlummernden Sohnes, hatten ihm den tiefen Schlaf beschert.

Als die Sonnenstrahlen durch die Tür- und Fensterritzen fielen, reckte er sich und dachte an Emery. Der Junge wurde oft von bösen Träumen geplagt. Er hoffte, dass man in Frau Alyss' Hauswesen dafür Verständnis zeigte.

Vor der Hütte flötete eine Amsel, kreischten die Möwen, aber auch die Raben

ließen ihre Schreie hören. Frederic beschloss, sich später wieder um sie zu kümmern.

Mit dem kalten Wasser aus dem Trog wusch er sich die Müdigkeit aus dem Gesicht, aß ein paar Löffel von dem pappigen Haferbrei und machte sich bereit, einige Vorräte zu beschaffen. Mülheim war eine kleine, aber reiche Stadt, in der sich eine Reihe wohlhabender Kaufleute angesiedelt hatten, sodass er sicher sein konnte, auf dem Markt alles für seinen Bedarf kaufen zu können. Dennoch zögerte er einen Augenblick. Er wollte nicht, dass zu viele Menschen seinen Aufenthaltsort kannten, und kleine Marktflecken waren Brutstätten der Neugier und Gerüchte. Andererseits – er lebte alleine, sein Sohn war in Sicherheit. Und wenn es ihm gelang, die Raben zu zähmen, dann hätte er eine zuverlässige Wachmannschaft.

Also legte er schließlich seinem Packpferd die leeren Körbe über den Rücken und nahm es an die Leine. Weit war der Weg nicht, und schon bald befand er sich innerhalb der Stadtgrenzen. Die Marktstände waren mit Waren wohlversorgt, und wenn auch die Bauern und Marktweiber ihn mit neugierigen Blicken musterten, als er seine Wünsche äußerte, so schien seine ernste Miene sie doch davon abzuhalten, ihm vorwitzige Fragen zu stellen. Als die Packkörbe auf seiner Stute gefüllt waren, wanderte er noch ein Stück zum Hafen hinunter, um sich bei den Fischern umzuschauen. Er konnte zwar sein Wildbret jederzeit selbst jagen, aber gegen einen schönen, fetten Lachs hatte er auch nichts einzuwenden. An diesem Morgen waren aber alle Boote auf dem Wasser, und so wanderte er am Ufer entlang Richtung Kate. Dabei kam er an der Anlegestelle der Fähre vorbei, die eben voll beladen abstieß, um den Rhein zu überqueren. Das Fährhaus, ein dreistöckiges Fachwerkgebäude auf einem steinernen Sockel, war frisch gekalkt, die Glasscheiben in den Fenstern blinkten, und in einem ordentlichen Gemüsegarten saß eine alte Frau und verlas Kräuter. Daneben befanden sich ein Stall und ein Schuppen sowie ein freier Platz mit festgestampftem Lehm, auf dem Holzbohlen lagerten und Werkzeuge davon sprachen, dass hier Wartungsarbeiten an den Fährkähnen vorgenommen wurden.

Holzbohlen und ein paar kräftige Hände würden ihm helfen, den Unterstand für die Pferde recht schnell zu errichten. Frederic nahm sich vor, im Fährhaus nach Unterstützung zu fragen. Doch zuerst musste er seine Ladung nach Hause bringen. Ihm knurrte der Magen – der Haferbrei war weder besonders schmackhaft noch sättigend gewesen.